

flüssig zu machen. Zwar sind auch Macht- und Freundschaftsverhältnisse, selbst Eheverhältnisse häufig genug nicht von Dauer, aber sie sind doch nicht auf ihre eigene Auflösung hin angelegt. Aus der Vorläufigkeit des pädagogischen Bezugs aber folgt, daß seine konkrete Gestalt sich ständig verändert, zielt er doch auf die Selbstständigkeit des Heranwachsenden ab.

In einer Zeit, in der technologisches Denken sich auch im Erziehungsraum ausbreitet, kann nicht genügend betont werden, daß für alle pädagogischen Prozesse die personale Beziehung der Beteiligten das unerläßliche Fundament bildet. Die Fallbeispiele Rogges bestätigen das auf ihre Weise für das medienpädagogische Handeln. Sie zeigen freilich auch, wie sehr diese Beziehung mitbestimmt wird durch die konkrete familiäre Lebenswelt und durch die Biographie, nicht zuletzt die Medienbiographie von Eltern und Lehrern.

Eine andere Frage ist, wie sich die zeittypische Gestalt des pädagogischen Bezugs in der jüngsten Zeit verändert hat. So stellte der Düs-

seldorfer Psychologe Horst Nickel unlängst fest (Mitteilungen des Familienbunds der Deutschen Katholiken, Landesverband NRW, 29. 6. 1988), daß Kinder von Erwachsenen immer mehr als „Störelemente“ wahrgenommen würden, die ihre freie Entfaltung behindern und ihr Wohlbefinden beeinträchtigen; daß gegenwärtig viele Eltern, Erzieher und Lehrer sich kaum noch in die psychische Situation von Kindern einfühlen könnten, weil sie mit eigenen Problemen voll ausgelastet seien oder ihr Leben zuerst auf die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse ausrichteten. Wenn sein Urteil zutrifft und wenn, wie Nohl sagte, die innere Verbundenheit von Zögling und Erzieher die Grundlage jeder pädagogischen Arbeit ist, dann müßte es schlecht stehen um die Chancen der Erziehung, nicht zuletzt der häuslichen Medienerziehung. Doch bedarf Nickels globale Feststellung sicher der Differenzierung, zum Beispiel im Hinblick auf bestimmte Bevölkerungsgruppen; aber das ist hier nicht mehr zu erörtern.

Rainald Merkert

Teresa von Ávila – eine verwegene Leserin

In seinem Aufsatz „Brauchen wir eine neue Spiritualität des Lesens?“ (in dieser Zschr. 206, 1988, 818–828) verweist Ludwig Muth auf die Lesefreudigkeit der heiligen Teresa von Ávila. Er schließt, in einer totalalphabetisierten Welt sei diese spanische Mystikerin ein besseres Vorbild als so manche auch mit dem Signum der Heiligkeit einhergehende Bildungs- und Buchfeindlichkeit.

Diese Schlußbemerkungen haben mich innerlich bewegt. Ich möchte nicht nur ihre Wahrheit und Richtigkeit unterstreichen, sondern auch zeigen, daß zur Zeit der Teresa von Ávila (1515 bis 1582) lesen nicht nur der Unterhaltung oder Belehrung diene – und das mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit etwa ein Jahrhundert nach Erfindung der Buchdruckerkunst –, sondern daß es zu einem brisanten Politikum wurde, genauer gesagt, zu einem Kirchenpolitikum. Und es ist kaum bekannt, wie sich Teresas sprichwörtliche Beherztheit („sie ist ein Mann

und ein ganz bärtiger!“) gerade auch in ihrem Umgang mit Büchern bewies und bewährte.

Dabei sind verschiedene Lebensetappen zu berücksichtigen. Daß sie schnell und flüssig las (nur zwei bis drei Prozent der spanischen Frauen vermochten es in ihrer Zeit), verdankte sie der Erziehung ihres jüdischen, schon als Kind zum Christentum konvertierten Vaters. Er besaß eine ausgezeichnete Bibliothek und ermunterte seine Kinder zu ihrem Gebrauch. Anfangs folgte Teresa dabei dem Geschmack der Mutter: Sie verschlang Ritterromane, was sie später „beichten“ muß, weil sich diese Romane nicht nur durch Heldentaten, sondern durch eine diese erst hervorrufoende schmachende und phantasiereiche erotische Liebe auszeichneten, die ihre Vorbilder nicht aus dem Christentum bezog. So begeistert war Teresa von dieser Literaturgattung, daß sie sich als Halbwüchsige sogar selbst darin versuchte – zweifellos eine gute Vorübung für ihren späteren flüssig-eleganten Stil, den die

Zeigenossen an ihren Schriften rühmen; obwohl sie sich bemühte, in ihrer Spontaneität sehr familiär und nicht zu gebildet zu erscheinen, um sich unter ihren Schwestern nicht hervorzutun. Es half ihr nichts.

Aber sie las auch Heiligenleben (die ihr schwer verständlich schienen), Gebetsanleitungen (die sie gut verstand) und sehr gern Bücher über die Hölle. In dieser Hinsicht mag es ihr nicht anders gegangen sein als dem Danteleser: Die Hölle war interessanter, konkreter als der Himmel – eine Art geistlicher Krimi, so wie der Ritterroman der weltliche Krimi ihrer Zeit war.

Zu all den weltlichen Interessen ihrer Kindheit gesellen sich auch die religiösen – wie wäre sie sonst mit 21 Jahren und gegen den Willen des sehr geliebten Vaters ins Kloster gegangen? So berichtet sie in ihrer Autobiographie auch von regelmäßigen Meditationsübungen, worunter die christliche Tradition das gefühlsmäßig vertiefende Nachsinnen über einen geistlichen Stoff meinte, am besten über einen Bibeltext oder eine Station des Leidens Christi. Teresa gibt an, sie habe noch mit 14 Jahren niemals ohne eine zu lesende Textgrundlage meditieren können. Aber auch später, als sie schon im Klosterleben geübt ist, „wagt“ sie sich nicht an ein Gebet ohne die Einstiegshilfe eines Buchs. Im Lauf der Zeit kommen dann Freiheiten hinzu: Die Betrachtung der Natur – sie nennt Felder, Wasser, Blumen – konnte gleichfalls zu geistiger Vertiefung führen. Sie bemühte sich deshalb auch bei ihren Klostergründungen um eine landschaftlich schöne Lage – was einmal jene Karmelitinnen bedenken mögen, die es heute für Sünde halten, die Vorhänge aufzuziehen (wie ich selbst erlebte).

Das Ausgehen von einem Text, der dann von der nachsinnenden Meditation zur „ungegenständlichen“, das heißt wort- und bildlosen Kontemplation führte, der freilich Gott präsent war, gehörte zum traditionellen Gebetsgebrauch und wurde „inneres Gebet“ genannt, über das man viele Bücher schrieb. Nur bleiben die meisten dieser Bücher in ihrer Anweisung schon bei der „Meditation“ stehen, der Rest war Gott zu überlassen und nicht ungefährlich, da sektiererische, „quietistische“ Bewegungen das innere Ruhen in bequemer Weise verabsolutierten.

So war es für die heilige Teresa ein mutiger Schritt, als sie das berühmte, aber ihre klösterlichen Gebetsübungen über den Haufen werfende Kontemplationsbuch des Francisco de Osuna, „Das dritte geistliche Abecedarium“, zu ihrem „Meister“ erklärte, da sie keinen Geistlichen gefunden hatte, der sie auf diesem Gebiet anleiten und führen konnte. Der Franziskaner Osuna schreibt „fürs Volk“, will „Kontemplation für alle“ und versteht darunter jenes tiefe Schweigen des diskursiven Denkens und Betrachtens, das der Liebe Freiheit gibt, zu Gott aufzusteigen und seine sie begründende und haltende Liebe zu erfahren und zu empfangen.

Teresa hatte dieses Buch von einem Onkel geschenkt bekommen, als sie bald nach ihrem Klostereintritt wegen schlechter Gesundheit „zur Kur“ mußte und mit ihrem Vater bei diesem Onkel Station machte. Die überreglementierte Gebetsart des „Menschwerdungsklosters“ in Ávila, das, wie die Exerzitien des um 1500 aufsehenerregenden Montserrat-Abtes Cisneros, für jeden Tag der Woche vorschrieb, was durchzumeditieren war (vor allem Tod, Gericht, Hölle, Leiden), entsprach nicht ihrem gottnahen Wesen, das den Herrn als den Freund erfahren hatte, mit dem man über alles sprechen kann, „von dem wir wissen, daß er uns liebt“.

Der Meister Osuna nun führte weg von der Durchrationalisierung, hin zur Liebe, wenn auch zeitweilig wieder im Gestaltlosen die Christusbindung problematisch zu werden drohte – ein Problem, das Teresa jedoch, im Gegensatz zu manchen anderen Zeitgenossen, bewältigte. Und wenn auch im Lauf der Zeit und Gebetserfahrung der „innere Meister“, der Geist Christi als Heiliger Geist das meisterhafte Buch verdrängt, brachte es doch eine entscheidende Wende in ihr Leben, Grundlage auch für spätere Gebetsanweisungen.

Viel bedeuteten ihr auch Schriften des heiligen Hieronymus (Briefe) und Gregors des Großen (die Hiobs-Exegese „Moralia“), ebenso wie die Vita Christi des Ludolph von Sachsen. Aber wichtiger als alles dieses war wieder das Buch eines Franziskaners, eines Zeitgenossen des Osuna: Bernardino de Laredo, dessen „Aufstieg zum Berg Sion“ (1535–1538) auch für Johannes vom Kreuz von Einfluß war. Teresa fand hier

eine ganz persönliche Hilfe, wie die vielen unterstrichenen Stellen zeigen. Auch der Osuna ist voll von Unterstreichungen und Anmerkungen; aber Teresas Laredo-Exemplar diente noch einem ganz besonderen Zweck: Als sie ihre ersten starken mystischen Erfahrungen machte, wagte sie nicht direkt davon zu sprechen. Dachten doch die sie umgebenden Geistlichen bei den Gotteserfahrungen einer Frau immer gleich an den Teufel. Darum nahm sie das Buch des Laredo, zeigte auf die unterstrichene Stelle und sagte: „Genau das habe ich erfahren!“ Da war es dann schwer, mit dem Teufel zu drohen.

Brisant, ja gefährlich wurden diese Bücher und ihr Gebrauch dann ab 1559, als der berühmte Index des spanischen Generalinquisitors Fernando de Valdés alle volkssprachliche geistliche Lektüre (oder Abfassung) verbot. Man suchte so den Protestantismus samt allen in Spanien nach Innerlichkeit strebenden Sekten niederzuschlagen. Zwar lockerte das Konzil von Trient dann einige Jahre später wieder gar zu harte und unsinnige Verbote, aber Teresa war doch schwer getroffen, Jesus Christus mußte helfend einspringen: „Als die Lektüre so vieler geistlicher Bücher in Spanisch verboten wurde, sagte mir der Herr: ‚Sei nicht traurig, ich selbst werde dir ein lebendiges Buch sein!‘“

Aber ehe es zu dieser Vertrautheit, zu solchen Ermunterungen und Zwiesprachen kommen konnte, erfüllte noch ein zweites Buch in Teresas Leben eine ähnlich durchbruchartige Wirkung wie der Osuna. Es war im Jahr 1554, Teresa hatte gerade ihre verwandelnde, die Halbheiten beendende Erschütterung vor der wundenbedeckten Christusbüste erlebt, die man in ihren privaten Betraum im Kloster gestellt hatte, als ein Buch diesen Vorgang abrundete und bestätigte. Es waren die Bekenntnisse des Augustinus. Die Heilige berichtet: „Als ich nun begann, die ‚Bekenntnisse‘ zu lesen, meinte ich mich selbst darin zu erblicken, weshalb ich diesen großen Heiligen sehr um seine Hilfe bat, und als ich an die Schilderung seiner Bekehrung gelangte und las, wie er im Garten jene Stimme vernahm, da meinte ich, diese Stimme des Herrn erklinge auch mir in meinem Herzen. Ich war lange Zeit ganz in Tränen aufgelöst und außer mir vor Schmerz über mich selbst. Gepriesen sei

Gott, der mich lebendig Tote ins wirkliche Leben rief.“

Im wirklichen Leben beginnt sie nun jene Aktivitäten, die sie zu der großen Heiligen und Kirchenlehrerin machen, die wir heute lieben und verehren. Das erste Reformkloster in Ávila ist 1562 für eine kleine Schwesternschar gegründet, weitere 16 folgen. Bald gewinnt Teresa auch große Helfer – Johannes vom Kreuz, Jerónimo Gracián – und macht sich an die Reform des männlichen Zweiges, woraus sich dann alle Kämpfe und Unbill ihres Lebens ergeben.

Sie aber hält unverdrossen an ihrem Ideal fest: Der Karmelitenorden soll wieder, wie in seiner frühesten eremitenhaften Zeit auf dem Berg Karmel mit dem prophetisch-mythischen Gründer Elija, seine Daseinsberechtigung in Gebet und Kontemplation suchen, in jener schweigenden Gottespräsenz, die heilend wirken kann und soll auf alle Verirrungen dieser Welt. Hilfe gegen die Religionskriege – „Die Welt steht in Flammen“ –, Hilfe für die andersgläubigen Indios im gerade (1492) entdeckten Amerika, die der Kirche so neue Aufgaben stellen, daß die spanische Scholastik zu Lebzeiten Teresas erstmalig die Menschenrechte formuliert.

Teresa weiß, daß nur der bemühte und im Gebet geläuterte Christ hier hilfreich wirken kann: „Es schmerzt mich immer, so viele Seelen verloren zu sehen, und besonders der Gedanke an die Indios setzt mir zu. Der Herr erleuchte sie! Es gibt ja hüben wie drüben so viel inneres Elend, und da ich doch viel herumkomme und mit vielen Menschen spreche, bin ich manchmal ganz fassungslos. Wir sind ja dümmer als das liebe Vieh, wenn wir die hohe Würde unserer Seele nicht erkennen und sie erniedrigen, indem wir wertlosen irdischen Dingen nachjagen. Der Herr erleuchte uns!“

Die Kraft des Gebets kann nur helfen, wenn sie wirklich vorhanden ist, wenn der Beter sein „Handwerk“ versteht. Darum hält Teresa gute geistliche Bibliotheken in ihren Klöstern für unerlässlich, und die Bücher sollen da nicht verstauben, sondern gelesen werden. Sie gibt in ihren Konstitutionen, die sie etwa 1562–1567 ausarbeitet, also fast unmittelbar nach dem noch ungemilderten Index, eine ganze Lektüreliste an, die sie für unerlässlich hält: lauter verbotene

Schriften! Ludolph von Sachsen, der anonyme *Contemptus mundi* in spanischer Übersetzung, der Augustiner Luis de Granada, der ihn paraphrasierende Franziskaner Pedro de Alcántara vor allem.

Und das alles in Konstitutionen, die ja schließlich von hoher Geistlichkeit abzusegnen waren. Daß Teresa bei dieser Kühnheit „nichts passierte“, spricht für diese Geistlichkeit, spricht sogar für die spanische Inquisition, die neben wenigen Fanatikern auch viele vernünftige Köpfe besaß, wie Teresas „Berichte innerer Erfahrung“ und die „Autobiographie“ zeigen, die der Inquisition vorgelegen hatten, wobei die Autobiographie zwar konfisziert, aber nicht vernichtet wurde. Ein ähnliches Schicksal hatten die „Meditationen über das Hohelied“, die sowieso nicht vollständig sein konnten, weil Teresa, die kein Latein verstand und die Bibel spanisch nicht mehr lesen durfte, aus dem Gedächtnis schrieb.

Teresa von Avila war durch Lektüre und Erfahrung zur Schriftstellerin geworden, zu einer Mystagogin, die mit den Jahrhunderten nur immer bedeutender wurde und heute „modern“ ist, weil sie in völlig unkonventioneller Weise Rücksicht nimmt auf Individualität und Umstände, auf Pflicht und Alltag.

Dabei kommt der erste Antrieb gewiß immer aus der Erfahrung, aber sie scheut sich auch nicht, neben den zahlreichen, meist aus dem Gedächtnis richtig zitierten Bibelbelegen auch jene Schriftsteller heranzuziehen, die auf dem Index standen. Bei genauer Untersuchung erweist sich ihr Werk geradezu als ein Mosaik solcher Anleihen – von Osuna und Granada, von Laredo und Bernabé de Palma, von Alcántara und Alonso de Madrid (*Arte para servir a Dios*). Doch alles das erhält eine lebendige Spontaneität, weil sie es, wie schon bei den ersten mystischen Gehversuchen, mit ihrer Erfahrung verbindet. Kein anderer Mystiker hat es gewagt und vermocht, über diese derart verständlich, unmittelbar und sogar nachvollziehbar zu berichten.

Das war schon deutlich geworden an ihrer Autobiographie, die durch eine Denunziation der intriganten Prinzessin Eboli der Inquisition in die Hände geriet, und es motivierte ihren

Beichtvater, den Inquisitionsrat und Dominikaner Domingo Báñez, einen der bedeutendsten theologischen Köpfe in Europa, ihr den Auftrag zu geben, eine Gebetsanleitung für ihre neuen Klöster zu schreiben. Ein doppelter Verstoß, erstens wegen des geistlichen Stoffs in spanischer Sprache und zweitens aus der Feder einer Frau, was man in Spanien ebenfalls verboten hatte.

Teresa setzt sich in unbekümmerter Verwegenheit über alle diese Verbote hinweg, sie schreibt das „Vaterunserbuch“, das man später mit ihrer Zustimmung den „Weg der Vollkommenheit“ nannte, um nicht nur ihren Töchtern Anleitung zu geben, sondern auch einer Männerwelt, die meinte, die Schwestern sollten nur „hinter dem Spinnrad sitzen und mündliche Gebete hersagen“, klarzumachen, daß Frauen sehr wohl zum kontemplativen Beten taugen; ja, sie schreibt in ihrem „Vaterunserbuch: „Es sind nämlich viel häufiger die Frauen als die Männer, denen der Herr seine Gnade mitteilt. Ich habe das selbst beobachtet und hörte es auch den heiligen Fray Pedro de Alcántara sagen, daß Frauen auf diesem inneren Weg weiter kommen als Männer.“

So war aus der begeisterten Leserin, die schon in ihrer Jugend sagte, sie könne nicht zufrieden sein ohne ein neues Buch, eine Schriftstellerin geworden, deren Werke nach dem Vaterunserbuch (1565–1569) nur immer noch schöner, reifer und kühner werden. Nicht zufällig wurde sie in unserer Zeit – am 27. September 1970 – zur Kirchenlehrerin ernannt; denn ihre aus Lektüre und Erfahrung gewonnene Lehre bahnt allen jenen den Weg, die heute wieder in naher Gottesfreundschaft leben, beten und meditieren („kontemplieren“) möchten, ohne sich allzu „östlich“ zu engagieren. Darüber hinaus aber lehrt sie, wie man in Anspielung auf Ludwig Muths Aufsatz sagen könnte, ein verwegenes Christsein *für* das Buch, legt uns das Lesen guter Bücher und eines christlichen Rüstzeugs ans Herz, damit wir (wie sie in ihrer Zeit) in unserer zurückenden Welt den vielen Ungläubigen und Andersgläubigen in jener ruhigen Liebe begegnen können, die nur aus dem Zusammenspiel von Gefühl und Erkenntnis, aus einem klaren, „erlesenen“ Bewußtsein erwächst. Erika Lorenz